



Wegemacher aus dem Sarntale

Franz von Defregger t

Das neue Haus

Von Otto Linck

Ein Haus wächst auf,
wo noch vor wenig Wochen
Wildacker war am kalten Drieh;
wo Disteln wuchsen, Schnecken krochen
und Nachtwind schünte im Gesträuch.

Im Viereck stehn
nun bald die Fensterweiten;
es fermt sich Etube, Tonne, Stall,
und, wenn sie mit den Ziegeln schreiten,
tönt schon aus lustiger Höh der Hall.

Die junge Frau
trägt zu dem Mann das Essen,
der, um zu sparen, Hefedreuden tut;
sie wartet schon und lächelt selbstveressen
und selten sagt er, es war nun.

Das weiße Holz
ist längst behauen,
es riecht noch leis nach Harz und Wald;
draus fägt der Zimmer hoch im Blauen
des Wabels wuschige Gestalt.

So kommt der Tag,
da weht vom hohen Fichte
luftig der Nichtebaum in das Land;
und Freibier gibts und briske Würste,
die Männer singen allerhand.

Die junge Frau
geht mittlerweile
einsam und fröstelnd wie im Traum,
treppauf, treppab in scheuer Eile
durch ihres Hauses unerfüllten Raum.

Bogreift gar nicht
die heimliche Bedrängnis;
daß dies nun ein Gehäus für vieles ist,
für Glück und Leid und mancherlei Verhängnis,
und alles nur für kurze Zeit.

hellgrauen Hut schnell laufen sehen; einen
Mann, der in San Luis nicht bekannt ist.
Weiter nichts. Der Inspektor weiß intuitiv,
daß hier eine Fehde ausgeht. Das ge-
schicht meist mit grobem Schrot.

Der Happort ist nicht lang. Die Leishenjchau
wird morgen stattfinden.

Am nächsten Morgen kommt eine Nachricht
aus dem Hutladen. Inspektor Hernandez kann
doch geholfen werden. Um elf Uhr ist er da;
auf dem Ladentisch liegt der Hut, der vorgelesen
in Schaufenster stand. Der Mann, der ihn
kaufte, hat ihn umgetauscht. Der Inspektor
probiert den Hut: er ist zu klein. Dann ent-
deckt er den Streifen Papier, der unter das
Lederband gehoben ist. Der Mann, der ihn
einen Tag trug, hatte einen noch kleineren Kopf
als er. Nachdem das Papier herausgenommen
ist, bezahlt der Inspektor und geht mit dem
neuen Hut nach Hause. Folgender Morgen:
Morgen des Festes von San Lazaro. Der In-
spektor sitzt hinten in der Kirche, und er bewau-

dert, wie jedes Jahr, die Festdekoration und
den Blumen schmuck. Die Luft zittert von der
Kerzenwärme. Die ganze Bevölkerung von den
Weiten der Umgebung ist in die Stadt ge-
kommen. Was nicht in der Kirche ist, wartet
in den Wirtschaften, bis nach der Messe die
Küchen beginnt. Draußen stehen die Festbuden
und die Karussells fertig. Nachmittags wird
der Stierkampf stattfinden. Aber zuerst der
Höhepunkt des Tages: das Spiel mit dem
runden Loch.

Vor der Messe endet, steht Inspektor Her-
nandez auf dem Kirchplatz. Es ist noch still,
und er kann ohne Aufsehen die Säulendreie er-
reichen.

Er nimmt einen Zollstock aus seiner Jackett-
tasche und mißt das runde Loch. Dann schaut
er ruhig den Leuben am Brannen zu.

Die Messe ist zu Ende. Die Klingel des
Karussells läutet: das Fest von San Lazaro
außerhalb der Kirche hat begonnen. Die Wirt-
häuser entleeren sich nach dem Platz. Unbe-
merkt haben sich zwei Männer dem Inspektor
zugestellt. Er erzählt etwas, und sie jünden sich
lachend eine Havarette von ihm an. Nun beginnt
die Fröhlichkeit wie jedes Jahr. Der Wirt-
kampf, dessen Kopf in das runde Loch des
Pfeilers passen wird. Ein Spiel, das schon seit
zwei Jahrhunderten gespielt wird. Eine Bräuer-
schaft setzt ein Schaf als Preis aus für den
Gewinner. Es steht an der Seite angebunden
und blüht.

Der Maurer schneit
Umriß und Kellertiefe
steil in den braunen Boden ein;
und mit dem Eentblei ohne Schiefe
tümt er die Wände Stein um Stein.

ALBERT KUYLE:

Der kleinste Kopf

(Berechtigte Übersetzung von Willy Blocher)

Inspektor Fernando Hernandez hat einen
neuen Hut nötig. Diese Woche ist das Fest von
San Lazaro, und er gehet zu den Hono-
ratioren des Kirchspiels. Er sieht einen hell-
grauen Hut in einem Schaufenster, der ihn ge-
fallen würde, aber er hat keine Zeit, ihn fest
anzuprobieren. Jede Anprobe langweilt ihn.
Er hat, soweit ihm bekannt, den kleinsten Kopf
in der Stadt. Der Dienst wartet. Frauen haben
den Marktbrunnen bereinigt. Verstoß gegen
Artikel 268.

Am folgenden Morgen strahlt die Sonne
herneid. Der Inspektor steht vor dem Laden-
tisch und verlangt den Hut, den er gestern sah.
Der Hut ist verkauft. Ein anderer von gleicher
Coerte. Es war nur einer da. Inspektor Her-
nandez wird dann mit seinem alten Hut zum
Fest von San Lazaro gehen, denn er kann keine
Wehl treffen.

Nachmittags, drei Uhr zehn Minuten, fährt
der Inspektor nach San Luis. Eine Priche auf
einem Bleisfeld; es muß mit grobem Hagel
aus einem almodischen Jagdwech getan sein,
in vier Meter Entfernung. Das Gesicht ist ge-
schossen. Der Inspektor verbleibt zwei Stunden
lang. Ein Mädchen hat einen Mann mit einem



Don Quichotte in der Schenke

Karl Hachetz

Der Nachtwächter beginnt. Er hat den größten Kopf in der Stadt, aber die Tradition verlangt, daß er anfängt, und man ist ja hergekommen, um zu lachen. Bauernjungen aus der Umgegend drängen heran, die im vorzigen Jahre beinahe hineingingen. Sie sind vielleicht magerer geworden und haben ihren Kopf mit Öl eingerieben. Es wird dröhnend gelacht bei jedem Kopf, der zu groß ist. Auch Inspektor Hernandez nimmt seinen neuen Hut ab und versucht es. Aber er weiß es schon seit Jahren: er kann gerade nicht hinein. Es fehlt vielleicht die Dicke eines Streifens Zeitungspapiers. Unter Gelächter nimmt er seinen alten Platz wieder ein. Sein Gesicht ist jetzt starre. Die Menge lacht sich und fängt an zu zweifeln,

ob es dies Jahr wohl einen Gewinner geben wird.

Dann löst sich ein kleiner Mann aus dem Gewimmel. Er hat eine gelbliche Haut und geht langsam. Am Pfeller nimmt er seinen Hut ab. Der Inspektor sieht noch immer aufmerksam zu. Dann brüllt die Menge: „Es geht!“ Der Mann dreht und dreht seinen Kopf in dem Loch und richtet sich endlich, rot vor Anstrengung, wieder auf. Die Frauen schreien und rufen ihm zu. Die beiden Freunde des Inspektors stehen hinter ihm, als er zu dem Schaf geht, das er gewonnen hat. Dann nimmt Inspektor Hernandez seinen Hut ab und zugleich den des Gewinners. Er setzt ihm seinen eigenen Hut auf, der dem Mann langsam über die Stirn gleitet.

Dann nickt der Inspektor und legt dem Manne seine Hand auf die Schulter. „Ich dachte es mir“, sagt er lachend. Und dann in amtlichem Ton: „Ich verhafte Sie wegen Mord an einem Kaufmann in San Luigi, den Sie mit grobem Schrot niederschossen.“ Der Mann wird bleich und dann grau und dann leichenweiß. Nach zwei Sekunden stammelt er das Bekenntnis.

Das Schaf bleibt noch, als er abgeführt wird. „Woher rufen Sie es?“ fragt ein Domherr, der aus der Kirche gekommen war.

„Es ist nur eine Geschichte von kleinen Köpfen und einem Streifen Zeitungspapier“, sagt der Inspektor lachend.



Der erste Brunnengast

Carl Spitzweg



Passau, Große Messergasse

H. Mayrhofer-Passau

Der Orgelspieler

Von Wilhelm Auffermann

An einem dieser Tage, lechthin, früh am Morgen, drehte ein Bettler unter einem Lorbogen seine Orgel. Die war aus braunem Palisanderholz, mit grünen Vorhängen daran, und ein Kessel lag darauf. Freund, dieser Bettler hat die beste Musik in unserer Stadt. Keine Länge spielt er, keine Motetten, auch keine dunklen Variationen alter Musikstücke, mögen sie noch so romantisch klingen. Etwas anderes, ganz anderes. Das hörte ich aber erst, als ich die Geschichte von dem Kessel wusste.

Ich mußte an dem Lorbogen vorbeigehen, blieb stehen. Ich sah, wie die Vorhänge an der Orgel leicht wehten, als ob im Laft ein Atem sie blähte, und wie des Orgeldrehers weiße Hand an der Kurbel sich hob und senkte, fast im Rhythmus mit den Vorhängen. Seine rechte Hand kreiste so krampfhaft und die schwarzumrandeten Spitzen der Finger drückten so heftig die Kurbel, daß die Bewegungen der Muskel unter der Haut fast schmerzhaft wirkten. Die andere Hand hielt er auf die Brust gepreßt. Ja, so stand er im Dunkeln und drehte die Kurbel, und die weißen Haare hingen ihm über die wachbleichen Wangen. Der lippenlose Mund erschien wie eine tiefe Falte. In seinem ganzen Aussehen lag etwas wie die Eimerung namenloser Schmerzen. Zuweilen lehnte er den Kopf zurück, schloß die Augen halb und gab sich ganz den spitzen Tönen der pustenden Flöten hin. Zuweilen warf er sich in die Brust, sah mit glänzenden Augen vor sich hin, lächelte mit leichtem Vächeln, dann war seine Stirne von ungenöthlicher Klarheit, und wie ein Hauch aus dem Ewigigen drang es aus den Poren der Orgel, beunruhigte die Staubkörner und blähte die Falten der kleinen Vorhänge auf. In einem schmalen Streifen Sonne tanzten tausend Atome. Seht, Freund, und unter diesem Sonnenstreifen lag der Kessel. Es war ein

bunter Holzkeisel, wie im Sommer kleine Kniepsel solche auf ebener Straße zum Lauge mit einer Peitsche antreiben. Und dieser Orgeldreher dachte sich ungeschien, denn er hob plötzlich den Kessel von der Orgel und fächte ihn an den Mund, ja, fächte ihn an den Mund...

Und hier ist schon zu Ende, was ich sah. Lachte oder weinte er dabei? Ich weiß es nicht.

Aber ich sah dann auf der Straße, als ich weiterging, einen zweiten Alten. Er gehörte zum Orgelspieler. Ich hörte, wie er mit feinem Holzfuß nachhumpelte. Nachdem er mich eingeholt hatte, hielt er mich abwartend im Gehren seine Mühe hin. Kurz und gut, dieser Mensch hat mir dann auch verflohen die Geschichte von dem Kessel erzählt. Es ist eine ganz kleine Geschichte, ist leicht zum Lachen, ist traulich zum Weinen, ist ganz einfach und doch schwer zu verstehen.

Hier ist die Geschichte:

Der Orgeldreher wohnte früher in einem der Häuschen, so wurde mir mitgeteilt, denen zur Nachtzeit noch heute Gasflammen von ihrer Helligkeit abgeben müssen. In einem der kleinen Häuschen mit den unzähligen Holztreppen. Die Wohnung bestand aus einem Zimmer und aus einer Küche. Aus dem Zimmerfenster sah man in ein Gärtchen mit hohen Bäumen, die waren im Frühling zur Blütezeit so weiß wie im Winter. Und im Winter zur Schnezeit so weiß wie im Frühling. Was das für Bäume waren, konnte ich nicht erfahren. Sie sollen aber sehr schön und groß gewesen sein. Im Zimmer standen zwei Betten, zwei Stühle, ein Tisch und ein Schrank. Ein Heiligenbild hing an der Wand und noch ein Bild, darauf war eine Frau zu sehen.

Der Dregelspieler hatte einen Knaben, einen achtjährigen Jungen, namens Feiß. Der hatte es auf den Lungen, der Junge. Natürlich noch nicht so schlimm, tröstete sich der Dregelspieler, obwohl er es ganz genau wußte.

Es war im Spätherbst. Einige Tage vor Allerheiligen. Draußen unter den Bäumen, die man ganz traurig ansahen, brannte eine Laterne. Es schneite sogar schon, ganz fein und schüßtern, und es waren die ersten Flecken. Sie kreiselten erst langsam, dann schneller und schneller.

Der Junge lag im Bett, beim Fenster, und hatte ganz große Augen. Und plötzlich klatschte er in die Hände und rief zum Dregelreher, der bei ihm saß: „Du, Vater, jetzt ist es schon wieder Frühling geworden! Du, ich möchte so gerne den Kreisel drehen!“ Und dabei war es doch Winter und all die Blüten waren Schnee. Und der Junge hatte hohe Blut. Eine zierliche Motte schwirrte glühend im Kreis um die Lampe vor seinem Betts. „Ach, Vater, eine Mützel!“ so rief er wieder. „Ach, Vater, gib mir meinen Kreisel! Weißt du, wo mein Kreisel ist?“ Der Dregelreher wehete schmerzlich lächelnd ab. „In der Tischlade, Vater!“

Und auf einmal hatte er sich im Bett aufgerichtet und küßte ihn auf den wellen Mund. Und er lachte hellauf: „Vater! In der Tischlade! Dreh du meinen Kreisel!“ Der Dregelreher kroch in sich zusammen wie einer, der sich schämt. Da wurde sein Junge, der Feiß, ernst und sagte: „Vater, du mußt nur gut die Peitsche herumwickeln! Wenn's nicht geht, zeig ich dir's schon!“

Der Alte hatte sich das Wasser aus den Augen gewischt, den Kreisel geholt und die Peitsche. Hatte im Zimmer gestanden und versucht, ein

bisfchen den Kreisel tanzen zu lassen. Ein bisfchen auf und ab. Ein bisfchen hin und her. Und schließlich fielen seinen Jungen die Augen zu.

Als der Morgen erwachte, brannte die Lampe immer noch und eine Glocke hämmerte im Laern eine Melodie. Ganz klar drang sie durch die verschneiten Gassen. Da schlug der Feiß wieder seine Augen auf und sah tief den Dregelreher an. Und er flüsterte zu ihm auf: „Nicht wahr, Vater, du möchtest gerne einen Kreisel haben? Da...!!“ Und dann jagte er nichts mehr. —

Freunde, hier ist die Geschichte zu Ende erzählt. Aber ich weiß noch etwas von dem Dregelreher. Ich weiß es mit Bestimmtheit, denn ich kenne sein Gesicht und seine Melodien. Zwei Tage danach, Allerheiligen, als sie seinen geliebten kleinen Jungen abgeholt hatten, hatte er wieder im Zimmer gestanden und versucht, ein bisfchen den Kreisel zu drehen. Ein bisfchen auf und ab. Ein bisfchen hin und her. Sogar die Glocke war wieder da und läutete. Aber der Junge hatte gefehlt, der Feiß. Auch ist das Kreiseldrehen keine leichte Sache. Und es sind nachweislich nur Knaben, die es richtig heraushaben. Der Dregelspieler gehört nicht mehr zu den Knaben.

Und nun, Freunde, ist es nicht lustig zum Lachen und traurig zum Weinen, daß ein blaffer Junge seinem Vater einen Kreisel schenkt. Zum Abschied von dieser dunklen Erde!

Nun wißt ihr auch, was der Alte für Müßel hat. Besonders Sonntag nachmittags. Allerheiligen, Allerseelen. Wenn alles still ist. Und nur sie und da in der Nachbarschaft ein Hund bellt. Ein fremmes Weiblein über das helperige Straßengäßchen zur Kirche schlurft.

LIED VOM TODE

Von Else Rühel

Irgendwo steht und wartet mein Tod —
im Auge Abend, doch Morgenrot
rückwärts leis' an die Fersen gehstet.
Ich komme getrieben im trunkenen Boot,
die alternden Ruder vom Strome entkräftet.

Mir sinkt die Nacht. Bald knirscht der Sand,
ich falle erblindet ans stille Land.
Leer treibt das Boot und zärtlich der Tod,
zerbröckelt mit einer lässigen Hand
des weißen Leibes verwelkendes Brot,

verschüttet mit stiller Brudergebärde
und lächelnd den irdenen Becher zur Erde,
des müden Blutes erdrunkelten Wein.
Irgendwo lücht eine Flamme im Herde.
Irgendwo zimmert man schwarz einen Schrein.

Irgendwo steht und wartet mein Tod —
im Auge Nacht, doch Morgenrot
im Rücken verschwiegen, dahin ihr nicht seht,
da eine andere Sonne loht,
dahin der Wind meine Asche weht.



Pieta

G. Klemm-München



Der Präsident der Reichskunstkammer
Prof. Eugen Hönig

Anton Leidl 14

Anton Leidl



L. v. Weiden

Schütze

DIE HEIRATSANNONCE

VON HANS LUDWIG

Anna Mulack, ein eheliches und gutmütiges Mädchen mit einem breiten, slavischen, pockenmarkigen Gesicht, hatte seine Herzhschaft zehn Jahre lang treu gedient. Man konnte sich nicht vorstellen, daß es jemals etwas anderes als ein dienbarer Weib gewesen wäre, daß es jemals etwas anderes werden könnte. Dem jung verheirateten Paar hatte die schlichte Person sofort gefallen. Anna war der jungen Frau in den schweren Zeiten der Geburt ihrer Kinder eine treue Pflegerin gewesen. Und die Kinder liebten das Mädchen. Mittags oft es in der Küche, wozu es von den Kleinen sehr benedict wurde. Sie durften niemals dort essen, wo niemand aufsaß, ob man das Messerchen und Gabelchen richtig hielt, wo Anna ihnen Mädchen oder vom Schyismann erzählte.

Anna bekam dreißig Mark monatlich, eine für die Kinder unfaßlich große Summe. Dreißig Mark — dreihundert Schokoladestückchen. Und da Annas Verkehre sich nur auf die Kinder beschränkte, schien es auch ihr viel Geld. Die Kinder waren ihre goldenen, ihnen konnte sie ihr Herz ausschütten, ihnen stimmte sie zu oder widersprach ihnen in der Unterhaltung, während die Herzhschaft eben die Herzhschaft war.

Wenn Anna Besorgungen machte, und die Kinder durften sie nicht begleiten, dann weinten sie. Sie hingen an ihr, schenkte das Mädchen ihnen doch immer einige Pfennige, gab es doch bei ihren Einkäufen manche kleine Nascherei zu naschern, ja sogar die bunten Bonbons durften sie kaufen, von denen die Mutter immer sagte, sie seien giftig und verdürben die Zähne, aber das war nicht wahr und sie schmeckten doch so schön. Wenn die Herzhschaft sie deshalb schalt, war Anna tagelang mürrisch und verdrossen. „Es fragst in ihr“, wie sie sich ausdrückte, denn sie konnte in ihrer Einsamkeit den Grund dieser Verstellungen nicht verstehen. Aber dann kamen die Kinder heimlich zu ihr, küßten sie und versicherten ihr, wie lieb sie sie hätten.

Und so war Anna glücklich. Die Kinder, die Küche und das Mädchenzimmer waren ihre Heimat. Freundinnen, mit denen sie hätte ausgehen können, hatte sie nicht, wollten sich doch die Mädchen am Sonntag durch Annas pockenmarkiges Gesicht die „Chancen nicht verderben lassen“. Also blieb sie auch Sonntags zu Hause oder ging zum Abendgottesdienst. Ihr häßliches Herz liebte den katholischen Pfarrer mit seinen Bildern und seiner Pracht.

Ihr Leben schien in seiner Regelmäßigkeit ohne Konflikte dahinzufließen, bis eines Tages ein Ereignis eintrat, das diesen Frieden erschütterte.

Als Inar, die Älteste, ihren neunten Geburtstag feierte, band Anna, wie immer, dem Kinde das Gewürstchen um den Hals. Während sie hinanzog, sagte Willi, einer der kleinen Gäste: „Auch, so'n häßlicher Dienstbolze; von der nicht ich mir ja nicht am Hals runtmastchen lassen!“ Das hörte Anna. Sie drehte sich rum und rief: „Dummer Junge da! Paff! auf, wenn ich die ein paar Wadsteln gebe!“ Und damit wollte sie auf ihn zu. Die Kinder singen plötzlich an zu lachen. „Du bist ein ganz Schlechter!“ schrie Anna häßlos. Das erhobte nur die Heiterkeit.

Die Kränkung würde gleichwohl schnell vergessen werden, wenn Inge durch die Bemerkung ihres kleinen Freundes nicht die schöne Vertraulichkeit verloren hätte, die sie, wie mit jedem Menschen, bisher auch mit Anna verband. Sie ließ sich nicht mehr von ihr die Serviette binden, und als sie einmal bei einer Freundin ein schmuckes Dienstmädchen mit weichen Hänbchen sah, war sie ganz unglücklich, daß andere hübschere Mädchen hätten als sie. Seit jener Zeit war Inge ungezogen zu Anna.

„Es is eben nicht, wenn man fremde Kinder hat —“ stellte Anna traurig fest, und wenn am Sonntag die Familien mit Esförsben ins Freie zogen, erfüllte sie eine tiefe Einsamkeit. Wenn sie einen Mann hätte und selbständig wäre! Nicht, daß sie sich einen Feinjen gewünscht hätte — ein einfacher Arbeiter sollte es sein, für den sie sorgen dürfte. Wenn er abends nach Hause käme, sände er einen gedeckten Tisch, und wenn es ihr schwer im Herzen wäre, dürfte sie ihm erzählen und er würde sie dabei stechen.

Heimlich machte sie sich deshalb über die Zeitung und studierte die Heiratsannoncen, Da las sie:

„Belanntschaf mit solider Dame gesucht. Neigungshe, daher tiefe Herzengründung und vornehmser Charakter Bedingung. Inferent ist vierzig, tüchtiger Handwerker mit wenig sichtbaren Rückenfehler. Efferen unter „Lebensglück“ O. P. 463 an die Geschäftsstelle.“

Das ist das Nichtigste, glaubte Anna. Rückenfehler! Der Mann ist sicherlich deshalb von allen verachtet und verpörrt. Bei ihr, das süßte sie, würde er eine Heimat haben. Ihr liebevolles Herz sehnte sich darnach, zu jemandem gut zu sein.

Nach in der Nacht machte sie sich ans Schreiben, nachdem sie sich vorher jenes erschlatternde, billige, goldumrandete Notpapier erkanden hatte, auf dem Dienstmädchen und kleine Verkaufseinen einen Namen ihr Herz auszusprechen pflegten. Mühselig malte sie die Buchstaben daraus:

„Werter Herr! Ich kann wohl wagen, auf Ihre Annahme zu antworten. Schreiberin ist Kochmamsell und kinderlieb. Herzengründung vorhanden. Auch darf ich mir schmeicheln, tüchtig im Haushalt zu sein, da schon elftes Jahr in derselben Stellung. Was den Rückenfehler betrifft, nehme ich einen solchen gern in Kauf, wenn sein Charakter nur ein guter ist. Aussteuer und ein paar hundert Mark Ersparnes kann ich mit in die Ehe bringen. Ihrer Antwort sieht gern entgegen.“

Anna Mulack, bei Dr. Schiffer, W. 33, Luisenstraße 108.



Reiter

L. v. Weiden

Als sie am andern Morgen einholen ging, begleitete sie Rudi, der Jüngste. Da sie sich generte, schickte sie den Buben mit ihrem Brief in die Geschäftsstelle, wartete klopfenden Herzens, bis er wieder herauskam, und küßte ihn dann in überströmendem Gefühl. Rudi wuschte sich verächtlich mit dem Arm das Gesicht ab. Da schenkte ihm Anna eine große Tafel Schokolade.

In den nächsten Tagen war das einsame Mädchen unbrauchbar. Entweder lachte es oder weinte in einem fort, und immer wieder küßte es die Kinder, in einem unwiderstehlichen Drang, seine Härtlichkeit abzulegen. Machten Schiffsree aus diesem Grunde Anna Vorwürfe, so antwortete sie mit Tränen. Kurzum, sie war in jenem Zustand, der jungen, schönen Menschen einen überhörschen Schmelz gibt, bei Anna aber komisch wirkte. Man lachte, wenn sie, sobald es klingelte, aufgeregt klingelnd zur Tür stürzte, in der Hoffnung, es wäre der langersehnte Briefträger mit der Nachricht. Und eines Tages hatte er wirklich einen Brief für Anna. Hastig verpackte sie ihn in ihrer Bluse, um dann ohne Unterbrechung weiterzuarbeiten. Esst mußte alles erledigt sein, Kochen, Aufwaschen, Kinderwäsche, ehe sie den Brief zu lesen wagte. Abends in ihrem Bett fühlte sie sich in der richtigen Verfassung, ihr Schicksal zu erfahren. Mit schwerem Gesirz schmit sie den Umschlag auf:

„Verzeihtes Fräulein! Von allen Juchstern, die ich bekam, hat mit Ihre am meisten zugesagt. Nun sollen Sie auch von mir wissen. Max Mertel ist mein Name und bin meines Lebens Schlosser. Was ich will, ist eine tüchtige Hausfrau und eventuell auch Mutter. Verdienne gerade so viel, daß ich bei bescheidenen Ansprüchen eine Frau ernähren kann. Doch muß ich, Fräulein, gleich darauf aufmerksam machen, daß es bei mir ein verwandtes Prinzessmädchenlein nicht gibt. Entschuldigen Sie bei mir die raube Sprache, aber ich bin nicht für Illusionen, Mühseln und mitarbeiten ist mein Grundsatz. Da ich in Brandenburg wohne, würde ich mich freuen, wenn Sie herbespionieren, denn so lernt man den Charakter kennen. Wenn Sie auch dieser Meinung, so lassen Sie Vertrauen zu mir und erzählen etwas von Ihrem Leben.

Mit bestem Gruß

Ihr Max Mertel.

P. S. Würde mich über ein Bildchen von Ihnen freuen.“

Anna Mulack war sehr hart und behusam vorborg sie den Brief in ihren Abendentkasten. „Mühseln und mitarbeiten“ — das war kein Mann, der eine Frau zu oberflächlichen Vergnügungen wollte. Ihn wollte sie die eichste Gefährtin sein. Und glücklich schlief Anna ein.

Am Morgen gab sie dem Brief wieder einen Platz in ihrer Bluse, und während sie lachend und singend ihre Arbeit verrichtete, griff sie sich von Zeit zu Zeit an ihr Herz, wo ihr ein Papierkästlein ihr Glück bestätigte. Was sie so alles dachte beim Geschirrspülen! Eine Zweijahreswohnung würden sie haben, und sie stellte sich ihren Zukunftsplan als einen kleinen, klugen, aber billigen Menschen vor. „Anna“, würde er zu ihr sagen, „nun bin ich zum erstenmal in meinem Leben glücklich.“

Am Viktorien-Luise-Platz steht ein Photograph mit einem, einer Oranate ähnlichen Apparat. Er liefert Bilder, so groß wie eine silberne Reichenart oder ein Jacketknopf, und man kann sie sofort mitnehmen. Dort ließ sich Anna photographieren. Sie sie sich dazu das feinstgefaltete Seidenkleid anzu, das sie zu Weihnachten von der gnädigen Frau geschenkt bekommen hatte, fragte sie Rudi Schiffer nach dem Grund. Anna schwieg schamlos. Nach ihrer Rückkehr von dem Gang — welche bedeutungsloses Ereignis war er für Anna — sagte der kleine Rudi: „Anna und ich sind heute photographiert.“ — „O“, erwiderte die Mutter nur. Blutübergeflossen, die Hände schamvoll nach das Gesicht geschlagen, stürzte Anna aus dem Zimmer...

O, süße Anste des verlebten Herzens! Nach dem Träumen des Tages verlangte der Abend praktische Betätigung ihrer Gefühle. Und doch brachte sie, obwohl sie tagtäglich so viel über ihre Liebe nachgedacht hatte, daß sie Bücher davon hätte schreiben können, abends nicht einmal einen Brief zu schreiben. Da half ihr einer jener kleinen Verbeisenssteller, die in so süßlicher geführter Rede aussprechen, was für Anna unansprechbar gewesen wäre. Zum Eberg hatte sie sich mal dieses Büchlein gekauft. Soll man es sie verzeihen, daß sie es jetzt bemutet? Ist doch in ihm all das Leben der tausend Annas gefaßt, die es in der Welt gibt, und die alle einander gleichen!

„Gebet Herr Mertel! Darf ich mit schreiben, daß Ihre Gesühle vollkommen mit Ihren Worten harmonieren? Wenn, so hätte ich Grund, über Ihre Antwort glücklich zu sein. Mitarbeiten und mitarbeiten“ — Schöneres konnten Sie gar nicht schreiben. Ich bin nicht stolz. Das einfache Mädchen, was ich bin, ist öftentlich und hat zwei Hände, die schaffen können. In Ihrem Brief haben Sie mich, etwas von mir zu erzählen, und da glaube ich, ist immer noch, obwohl ja die ganz Niederen einer anderen Meinung sein sollen, das Mädchen am besten, von dem es am wenigsten zu erzählen gibt.

Als ein Eshlerfrühdin bin ich am 3. Juni 1893 in Tornitz, einem Dorf bei Preulan, geboren. Hier habe ich die schönste Zeit meines Lebens, die Kindheit verbracht. Nach dem Tode meines Vaters übernahm mein Bruder die Wirtschaft und ich ging nach Berlin, wo ich nach zwei Stellungen schon über zehn Jahre in meiner jetzigen verbleibe. Hier haben Sie das gewöhnliche Bildchen von mir. Es ist so klein, weil ich mich habe schnell photographieren lassen, und ich keine bin, die nichts anderes kennt als Paß und Photographieren, so daß ich kein Bild von mir hatte. Das andere Bild ist der Jüngste meiner Herbschaft. Nun habe ich schon über zwei Zeiten voll und muß die Rückseite beschreiben, was ich ja wohl eigentlich nicht schickt, aber ich meine, es kommt nur auf das Innere an.

Mit aufreichtem Gruß

Ihre ergebene Anna Mulack.“

So korrespondierten die beiden über vier Wochen. Sie erzählten von ihrer kleinen Welt und verteilten am liebsten in der Dase der Einmurrungen einsamer Menschen: der Kindheit.

Annas Briefe machten dem Schlosser einen so guten Eindruck, daß er eines Tages, um seine Zukünftige zu sehen, die Reise nach Berlin wagte. Auf seine Annäherung hin hatte Anna ihr Herz der gnädigen Frau ausgeschüttet. „So lange habe ich es mit mir allein rumtragen müssen, nun ist mir wohl!“ sagte sie erleichtert.

Selbstverständlich bekam sie den ganzen Sonntag frei. Mit welsch rührender Eregfalt machte sie am Morgen Toilette. Alles hängt ja zum ersten Eindruck ab! Da ihr armes Herz die Nacht nicht hätte schlafen lassen, plagte sie die Frage, ob sie vielleicht nicht freich aussehen würde. Sie rieb sich mit dem Parfüm ein, was ihr der Kaufmann als besonders gut empfohlen hatte, und goß den Rest auf ihre Bluse.

Als der Zug einlief, fühlte sich das Mädchen so schwach, daß es sich an die Wand lehnen mußte. Viele Leute stiegen aus den Waggons, auch Bucklige und Kleine. Ach, einen jeden von ihnen hätte Anna genannt, wenn sie nur gut zu ihm sein dürfte. Schließlich verließ sich die Menge, nur drei, vier Menschen standen noch da. Anna zog Mertels letzten Brief aus der Tasche und hielt ihn auffällig in der Hand. Ein untersehter Mann war einige Male an ihr vorbeisagungen und blieb jetzt ruckartig vor ihr stehen.

„Lebensglück?“, fragte er. „Anna Mulack“, rief das Mädchen erregt aus.

„Geevo“, und Max Mertel betrachtete sie freilich. „Mein Fräulein!“, sagte er nach einigen Sekunden, „weshalb soll ich solange Umsstände machen: Es ist nicht!“ Und do er plötzlich an dasjenige Zahrgeld dachte, das er um dieses blatternarbige Geschöpf veranlagt hatte, geriet er in Mut:

„Sie haben ja über und über Pockenmarken. Ein glatter Betrag ist das. Hab ich Ihnen denn nicht von meinen Rückenfehler geschrieben! All den Staß in Ihren Briefen konnten sie sich sparen. Wer erstickt nie nun die Keise. Einem armen Handwerker so das Geld aus der Tasche zu lösen.“

Erfaucht hatte Anna ihn angehört, aber dann griff sie hastig in ihre Taschen und hielt dem Wütigen ein Zünsmarkstück hin.

„Ach laß man“, sagt der Schlosser und nahm das Geld. „Is aber doch was“, fügte er etwas verhöfchter hinzu. „So was ärgert einen doch. Na, nun haben wir uns reinen Wein eingeschenkt, nicht.“

Traurig nickte Anna und hielt ihm zum Abschied die Hand hin. Er schüttelte sie, öftentlich erleichtert und als sie sich wertlos zum Gehen wandte, rief er ihr nach: „Nur Mut, es wird schon noch der Richtige kommen!“

Der Unterschied

Es war in den Tagen der Suffragetten. Sie hielten wieder einmal eine große Versammlung ab, und an den Männern wurde kein gutes Haar gelassen.

Endlich wagte sich eine aufs Podium, um ein bißchen Frieden zu stiften: „Mitschwestern, gehen wir nicht zu weit! Nicht alles, was der Mann zulande bringt, kann von der Frau gelehrt werden. Suffragetten wollen viel sein, gewiß, aber bedeuten wollen wir auch in unserem Kampfe, daß zwischen Mann und Frau ein Unterschied ist.“

Da erkante eine Stimme aus dem Hintergrund:

„Bisot, der Unterschied!“

Sächsischer Kindermund

Als ich gestern nachmittag das Haus verließ, kam der Kleine Junge meiner Nachbarn frühig auf mich zugehauert, um mich zu begrüßen. Nach Kinderrart fragte er mich nach den unumgänglichsten Dingen, und als ihm gar nichts mehr einfiel, sollte ich raten, was er wohl zu Mittag gegessen habe.

„Ja, mein Hase“, sagte ich zu ihm, „woher soll ich denn das wissen?“

„Kote nur 'mal, 's fängt mit l an.“

„Mit l“, erwiderte ich, „dann waren es gewiß Linsen?“

„Ne“, verneinte er.

„Der vielleicht Leber“, fragte ich nun weiter?

„Ne“, woch nicht.“

„Na, dann weiß ich aber wirklich nicht, was ihr gegessen habt. Was war es denn?“

„Uudeln“, antwortete er strahlend.

Wahre Schulwitz aus Schlesien

In Hindenburg-Biskupitz lernte ein Lehrer ein Zeichen der neuen tageshohen Zeit kennen. Ein kleiner Anfänger stand an seinem 3. Schultage im April vor dem Schulhause und sah angelegentlich einem Postauto nach. Der Lehrer trat zu ihm und sagte: „Na, du Kleiner, du bist wohl auch noch nicht mit dem Postauto gefahren?“ — „Baba“, lachte der, „das bißchen Postauto! Ich bin sogar schon Dreifache gefahren!“

In Schmidtsdorf, Kr. Waldenburg, ist das Gasthaus „zum Reichmacher“ das älteste Haus, benannt nach dem Reichmacherberge, dessen Holz seine Besitzer reich machte. Es steht seit dem Jahre 1700, doch ist nur seine Wintermauer, aus starken Feldsteinen gebaut, noch die alte. Das übrige Haus brannte schon mehrfach ab. Der zweite Lehrer führte seine Kinder hin, erklärte dieses alles und ließ dann einen Aufsatz schreiben. (Der gegenwärtige Gastwirt heißt Heinze.) Ein Junge schrieb u. a.: Das Hinterteil von Herrn Heinze ist schon über 200 Jahre alt.

In Gr. E., Kr. O., hatte der Lehrer der katholischen Schule in der Naturlehrstunde mit Hilfe des Experimentierkastens einige Präparate hergestellt und sagte zum Abschluß seinen Kindern: „Kinder, die Präparate, die wir heute hergestellt haben, sind giftig! Vergesst es nicht, daß das sehr giftige Präparate sind!“ Kurz darauf in der Religionsstunde fragte er u. a.: „Was ist ein Prälat?“ — Ein Mädchen antwortete: „Eine Giftpflanze!“

Ehrlich

Meyerbeer hatte einen Neffen, der sich, durch die Erfolge seines Onkels angepörrt, gleichfalls als Komponist betätigte, ohne daß er es zu nennenswerten Leistungen brachte. Als sein Onkel starb, benutzte er die Gelegenheit, einen Trauermarsch zu Ehren des berühmten Verstorbenen zu komponieren, der während der Beerdigung gespielt werden sollte. Er trug ihn zunächst Rossini vor und fragte ihn, wie ihn der Marsch gefalle.

„Ganz gut“, entgegnete Rossini, „es wäre freilich noch besser gewesen, Sie selber wären gestorben, und Ihr Onkel hätte den Trauermarsch komponiert...“

Die Wette

In einer Vorstadtvierschaft wurde am Jahrtag eine Wette ausgetragen. Es hatte einer überhaupt, zwölf Paar Wiener mit Kraut und je eine Semmel „auf einen Sitz“ essen zu können. Er tapfer sich der Held der Wette auch durch die immer wieder ankommenden Portionen durchkaute, das letzte Paar konnte er mit dem besten Willen nicht mehr hinunterbekommen.

„Wnaßtaggrad“, sagte er Ingrimmig, „hätt' i' do' ds' Paar 'erscht g'essen!“

Historisches

Eine Klasse machte einen Schulausflug ins Mühlental und besuchte auch die Rochsburg. Bei der Führung durch die Gebäude und Räumlichkeiten des alten Schlosses erzählt dem herführenden Kapellan: „Und da oben, an den Giebeln, dort an den Dachimnen, da seht ihr doch die Dachschnäpfe, die soweit herausragen. Das sind die Wasserpeier. Und da läuft, wenn es regnet, das Wasser aus dem 16. Jahrhundert herunter, mitten auf den Hof.“

K. B. W.

Der Wunderrabbi

In einer galizischen Stadt wohnte ein Wunderrabbi, der im Ruf stand, Tote zum Leben erwecken zu können.

Da starb ein alter Mann. Der Sohn eilt zum Rabbi und bittet, den Vater wieder lebendig zu machen. Der Rabbi geht mit ihm, und im Hause des Verstorbenen angekommen, fordert er zunächst ein Glas Wein. Trinkt es aus und spricht zu den Toten: „Abraham, steh' auf und leb'!“ Der Tote bleibt still und steif liegen. Da sagt der Rabbi: „Der Wein war zu schwach, hol' aus dem Keller eine Flasche Tokajer.“ Der Rabbi leert ein Glas nach dem andern und fordert jedesmal den Toten auf, zu leben. Der Tote bleibt still und steif liegen. Wieder wendet sich der Rabbi zum Sohn: „Der Wein war zu schwach, hol' eine Flasche Bordeaux!“ Der Rabbi leert ein Glas nach dem andern; der Tote bleibt still und steif liegen. Schließlich muß der Sohn noch eine Flasche Champagner holen. Der Rabbi leert ein Glas nach dem andern, ruft jedesmal: „Abraham, steh' auf und leb'!“

Als aber nach dem letzten Glas immer noch kein Erfolg zu sehen ist, sagt der Rabbi kopfschüttelnd: „das heiß ich wahrhaftig tot sein!“

Josef Geis



„Wenn man bloß die Seebe nicht alle wird; alles andre is für mich nicht so wichtig!“



Wildschützenlied

Buama, heint müaß' ma zum Schiaf'n geh'
's Weda is schee und koa Wind tuat geh'
Sternlein, sie funkeln so hell und klar
Scheener wirts nimmer des Jahr!

I steig vora, steigts mir nach recht schee,
Paßts nur guat auf, laßts koa Stoa no geh'
Bal i da drob'n auf der Planka steh'
Zoag i enk all meine Weg!



Auf der Alm is so stad
wia die e'wge Ruah
Hörst ja nix weiters
wia d' Glockakuah
Gamsfei, die siehgst scho
vo weitem steh
Heint müaß' ma
hint aufi geh!



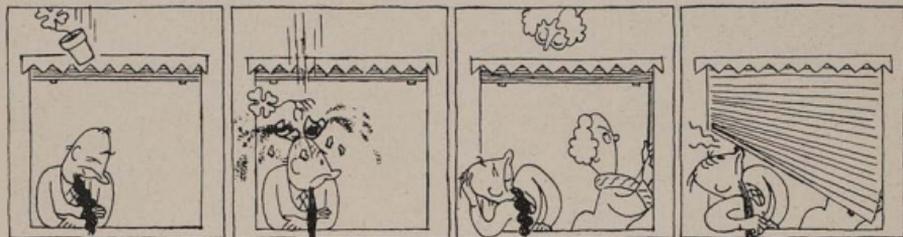
Buama, heint müaß' ma de Gamsfein krieg'n
Zwoa müaß' ma glei mit'm Seil aufziag'n
De andern zwoa liag'n im Gracha drinn
Da kimmt ja gar neamts mehr hin!

Denn auf den Bergen, ja auf den Bergen, da ites schee
kann's wohl was scheeneres nimmer geb'n
Fühlst dich da oben so frisch und frei
Hochedle Gamsjagerei!!!



Osse zwischen zwei Feuern

Heftlich



Wedekind und die Ziege

Frant Wedekind war eines Tages der Ansicht, daß er sehr viel Milch trinken müsse. Er besaß von seinem Milchhändler dabei täglich zwei Liter Milch, die er sich köstlich mundeten ließ. Als dann 1914 der Weltkrieg hereinbrach und die Lebensmittel knapp wurden, war auch Wedekinds Milchhändler nicht mehr in der Lage, ihm täglich zwei Liter Milch zu liefern. Wedekind dachte nach, wie er einen Ausweg finden könnte. Ein Freund brachte ihm schließlich auf den Gedanken, sich eine Ziege anzuschaffen und Joghurtmilch zu trinken. Er wußte eine Ziege, sagte er, die günstig zum Verkauf stehe, er versetzte die Bedingungs des Verkäufers aber nur unter der Bedingung, daß er

sich zu 50 Prozent an dem Geschäft beteiligen könne.

Wedekind hatte nichts dagegen einzuwenden. Er kaufte mit seinem Freund zusammen die Ziege, selbstverständlich zu gemeinsamen Tingen.

Jeden Tag erhielt Wedekind ein bis zwei Liter schönster Joghurtmilch zugestellt, frische, unverfälschte Joghurtmilch. Und sein Freund bekam am Schluß jeden Monats die Rechnung für die Fütterung der Ziege zugesandt, von Milch aber sah er nicht die geringste Spur. Tag für Tag, Woche für Woche und Monat für Monat ging das so fort. Aber schließlich fand es der Freund doch eigentümlich, daß ausgerechnet er immer wieder bezahlen mußte, aber nie auch nur einen Tropfen

Milch erhielt. Er ging deshalb zu Wedekind und fragte ihn, was das bedeuten soll.

„Das werde ich dir sofort erklären, lieber Freund“, sagte Wedekind. „Wir haben die Ziege doch gemeinschaftlich gekauft, und zwar jeder die Hälfte, nicht wahr?“

„Selbstverständlich, wir haben die Ziege gemeinschaftlich gekauft“, sagte der Freund.

„Na also, was willst du mehr! Du verdrehtest Teil, der mit dem Kopf dran, der gehört dir. Und der hintere Teil ist für mich bestimmt. Du mußt daher bezahlen, was deine Hälfte frisst, aber meine Hälfte nicht, im Gegenteil. Da kann ich dir eben nicht helfen! Hinten frisst die Ziege nichts und vorne gibt sie keine Milch!“

Der Freund hielt eine solche Teilung für ungerecht und löste die Gemeinschaftsraute auf. A.H.

BRINGEN SIE DIE JUNGEN ANZEIGE „JUGEND“

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angelegentlichstem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhaft

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend“, München, Herrstr. 10.

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE

LITERAR
ADRESSEN
SCHREIBT
WURFSENDUNGEN
WIEDERIGT

FÜR SIE

ADOLF SCHUSTERMANN

FRANCOSE 17, JACOBSTR. 21A, 810 UND 811
DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN!



Inserten in der „JUGEND“ finden weiteste Verbreitung!

Merrlicher Schmal

ohne Arzneimittel
Ankunft kostenlos durch
Berlin - Charlottenburg 2, Postfach 41.

Ein ergötzendes Bilderbuch

ist der Aushang-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmales verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag G. Hirth Verlag AG., München, Herrstr. 10.

LEST DIE „JUGEND“

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

KUNSTPOSTKARTEN

In vorzüglichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend“ liefern wir 20 St. für RM. 10.—, die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— (frank) G. HIRTH VERLAG AG. München 2 NO — Herrstr. 10

LAFONTAINES

Ergötliche Geschichten

mit 12 Kapiteln nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflich ausgestalteten Ausgabe zum Preis von RM. 2.70 erschienen.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRSTR. 10.



Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen

empfehle ich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrstr. 10

Wer kauft schafft Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

SCHÖNE BILDER an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarb-Kunstbildern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zusätzlich Portoessen durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zusätzlich Portoessen) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrstr. 10

Lesen den Sportfischer

die vortrefflich ausgestattete Pachtzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport - Verlag
Dr. Hans Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Der heutigen Nummer liegt eine Beilage der Gräfin von Königsmarck'schen Weintellerei o. S., Koblenz bei, um deren Beachtung wir unsere Leser bitten.

Abgenützt

Ein Echotte verlangt in einem Spezialgeschäft den Wandspiegel in der Auslage. Der Verkäufer meint: „Wie haben den gleichen auch hier im Laden.“

Der Echotte aber befiehlt auf den Spiegel in der Auslage und sagt: „Der muß doch billiger sein, weil ihn ja viele Vorübergehende schon benützt haben!“

F. S.

Der Ausweg

„Mädchen zum Dienstmädchen, das den Dienst verläßt: „Ich will Ihnen ja nicht schaden, aber ich muß doch im Zeugnis schonend vermerken, daß Sie die Mahlzeiten nicht pünktlich angerichtet haben!“

Dienstmädchen: „Bitte! schreiben Sie, daß ich die Mahlzeiten ja pünktlich aufgetragen habe, wie ich den Lohn erhielt!“

F. H.

Boshaft

„Soll ich zu einem Schriftdrucker oder zu einem Gedankenfeser gehen?“

„Lieber zu ersterem — eine Schrift hast du doch bestimmt!“

F. H.

Rubey



„Vererbt sich Genialität eigentlich auch?“
„Das kann ich Ihnen nicht sagen, da ich keine Kinder habe.“

Zwei Schmidt

„Hilf Herr Schmidt zu Hause?“ fragte der Herr das Dienstmädchen.

„Welchen wollen Sie sprechen, es sind ja zwei Heider!“

Der Besuher dachte einen Moment nach und meinte dann:

„Ich möchte den sprechen, dessen Schwester in Düsseldorf lebt!“

F. S.

Aus Schottland

„Haben Sie schon gehört? Der reiche, geizige Vermögensbesitzer D'Comme erzählt in der Stadt herum, daß er seiner Braut zum Geburtstag einen Schwoner geschenkt hat! Glaubten Sie das?“

„Ja. Es war ein Kratzenhörn!“

Kleine Bosheiten

Fährt ins Blaue. Der Zug ist überfüllt mit Reisefreudigen. Im letzten Augenblick springt noch ein sehr beliebter Fahrgast auf und drängt sich in den Wagen. „Einen Moment später — und ich hätte den Zug vermissen!“ Feinst er die zufällig neben ihm stehende Johanna an. „Wie nett das von Ihnen gewesen wäre!“ jagt Johanna mit ihrem bezaubernden Lächeln.

118 Selten Großkaktus in Lötzen gebunden RM. 4.—
In unserem Verlag erschienen von:

KARL FRHR. VON FREYBERG

SIGNY

DIE ASENBRAUT

ABENTEUER ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE

Das Werk schildert das Götterliche Steyrs als Frau des Aseuotes Loka. Als die Katastrophe für den Aseuotischen stellt der Dichter dann die große Himmelschlacht auf den katalanischen Feldern dar, die als die „Götterdämmerung“ Signy in die Welt zurückführt.

Nach mancherlei Abenteuern mit Parival, Roland und dem Zwergenkönig Laurin kommt sie, schon durch Soland zum Christentum bekehrt, in den karolingischen Fürstentum hinein, findet aber in den zwischen dem absterbenden Heidentum und der aufblühenden Christenlehre unvermeidlichen Krisen ihren Unterang.

Der Verleger hat die für das weltspannende Thema fast unvermeidlichen Form entsetzlicher Darstellung in Versen nach dem Muster der vielgelesenen Dichtung Fr. Webers über Dreizehnlinder gewählt und die Flüssigkeit der Verse läßt den Leser darüber wegsehen, daß Versen bestrebt in weiten Kreisen als antiker selten, im Gegenteil wird sein Interesse durch das spannenden Schilderungen des ganzen Buches erregt und rege erhalten.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag

G. Hirth Verlag AG. München, Herrstr. 10

FOTO-FERNBERATUNG

Jeder Leser der „Jugend“ hat Gelegenheit zu kostenloser fotografischer Beratung. Man schreibt unter Beifügung von Rückporto an Gerhard Krien, Magdeburg-S., Halberstädter Straße 117A.

Die Bildaufmachung hat für jede einzelne Aufnahme größte Bedeutung. Ihre Frage, Herr H. W. in L., welche Weise am günstigsten ist, läßt sich nur allgemein beantworten. Es gibt zwei Möglichkeiten, Alben und Einzelkarten. Das Alben ist vielleicht die chronologische Bildfolge zu empfehlen. Der Einzelkarte dazwischen läßt über jedes einzelne Bild als kleines Kunstwerk für sich zum Gelingen kommen. Die sauberste Methode für den Einzelkarte ist die Verarbeitung von „Cineplast“. Es handelt sich um Kartonsblätter mit Fensteranschnitt. Das Bild kommt hinter das Fenster und wird durch ein Kartonsblatt durch Trockenklebung von hinten her gehalten. Das Kartonsblatt ist in gelber und weißer Farbe, also dem Fotografier entsprechend. Die einzelnen Bilder hebt man in besonderen Mappen auf.

Die kleinste Kamera, Herr G. R. in Mü., ist die „Mini-Pex“, die es bis zu einer Lichtstärke von 1:15 gibt. Die Bilder haben eine Größe von 13x18 mm und sollen sich bis 9x12 vergrößern lassen. Zum unbewachten Schnappschüssen ist das Modell sicher sehr handlich. Ob man sie sich aber als Universal-Kamera anschaffen soll, dürfte zu bezweifeln sein. Das Negativmaterial ist natürlich sehr billig, da Schmalfilm verwendet wird.

Panchromatisches Feinkornfilm gibt es auch in der Größe 6x9. Frau N. Bl. Die Serien Panatomic (Kodak) und Perpanic (Perutz), beide mit ca. 15/100 DIN, sind besonders zu empfehlen. Eine genaue Aufstellung bringt das Heft 2 der „Kleinen Fotobücherei“: Panchromatische Fotografie, Preis 65 Pfg. Diese Filme sind für Tageslicht schon ohne Filter praktisch tonwertrichtig. Für Kunstlicht sind Filter erforderlich, wie auch die genannte Schrift berichtet.

Für Farbaufnahmen, Herr Dr. L. in Dbg., gibt es zwei Sorten von Aufnahmematerial. Color-Ultra-Film und Color-Platte (Beide von Agfa). Der Film braucht bei Tageslicht kein Filter, aber bei Kunstlicht wird ein Filter erforderlich. Für die Platte ist bei Kunstlicht ein Filter unbedingt, bei Tageslicht notwendig. Man kann also mit einem gewissen Recht zwischen Tageslicht- und Kunstlichtmaterial unterscheiden.

Die universalste Spiegelreflexkamera ist wohl die Exakta, Frau G. B. in L. Als besonders wichtig darf gelten, daß nur ein Objektiv vorhanden ist. Denn dadurch konnte das Objektiv auswechselbar gebaut werden, es lassen sich also Spezialobjektive verwenden. Außerdem dient das Aufnahmeobjektiv gleichzeitig als Vergrößerungsobjektiv, was die Anschaffung des Vergrößerungsapparates bedeutend verringert. Die Kamera besitzt außerdem als einzige Spiegelreflex gewissermaßen doppeltes Bodenanzug, indem sich der das Objektiv tragende Tubus durch ein Zwischenstück bedeutend verlängern läßt. Die billigste Exakta kostet 90 Mark. —

DIE KLEINE FOTOBÜCHEREI

bringt für

45 Pfennig

das aktuellste Fotobuch für den Winter:
PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE
VON GERH. ISERT

Die Schrift berichtet über Technik und Anwendung dieses wichtigen Negativmaterials, das gerade für die Wintermonate so große Bedeutung hat. Das Buch wird sich leicht verkaufen.

Versäumen Sie nicht, zusammen mit dieser Schrift Heft 1 unserer Bücherei

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERH. ISERT zu bestellen. Dieses Buch kostet 1 Mark.

Lesen Sie die Kritiken:

Die Fätschlinge sind so wirksam und glänzlich, daß das Heft selbst emulsiertes werden muß. (Der Bildwart, Nr. 4, 1934)
Trotz des wertvollen Inhaltes ist der Preis äußerst niedrig, so daß die Anschaffung keine nennenswerten Schwierigkeiten bereitet. (Süddeutsche Tageszeitung)

Jeder hat ein Interesse, die kleine Schrift seinen Kunden anzubieten. (Der Photograph, Nr. 46, 1934)

GERHARD ISERT

**RICHTIGES
ENTWICKELN**

- BEWÄHRTE VON GERHARD ISERT
- BEWÄHRTE VON GERHARD ISERT
- IN DER KLEINEN FOTOBÜCHEREI
- BEWÄHRTE VON GERHARD ISERT
- BEWÄHRTE VON GERHARD ISERT

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NRO.

DIE KLEINE FOTOBÜCHEREI / HEFT 2

GERHARD ISERT

PAN
CHROMATISCHE
FOTOGRAFIE

DIE KLEINE FOTOBÜCHEREI / HEFT 2

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NRO.

Die kleine Fotobücherei hat Großformat!
Zu beziehen durch die Buch- und Fotohandlungen oder direkt vom
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

H. W. SPERLING:

Feinschmeckereien

„Aber am schlechtesten ist man doch wohl in England?“ sagte ich.
„Bestochter, Sie sind noch wenig herangerommen in der Welt!“ erwiderte er — habe ich übrigens schon gesagt, daß ich — nein? Also: ich sah mit dem bekannten Hotelbesitzer und Wirtshausbesitzer Professor Z. auf der Terrasse des Kurhotels in B. und wir waren über eine ziemlich verunglückte Tischplatte unseres Coupées in dieses Koch- und Küchen-thema geraten. — „Sie sind noch wenig herangerommen“, wiederholte Professor Z. „Wandern Sie den Kontag hinaus, essen Sie sechs Wochen lang (weil es nichts anderes gibt) Ziegenfleisch, von einem kongolischen Koch zubereitet, dessen eigentlicher Beruf das Lampenputzen ist und der vom Küchenwesen soviel versteht, wie Sie vom Euabel — ich sage Ihnen: die windigsten Sandwiches did merry Englands, seine Brühwürfelsuppen und zähesten Veissteaks werden Ihnen wie Delikatessen schmecken. Aber Sie brauchen nicht bis Afrika zu reisen — bleiben wir in Europa. Nehmen wir zum Beispiel einmal Neuland. In Archangelak und weiter nach Nordosten pflegen die Leute im Sommer einen Teil vom Ertrag ihres Fischfangs in großen Tonnen zu sammeln. Für den Winter. Man kann es nun und wird es auch meistens im Sommer doot ganz hübsch heiß, und wenn die Sonne so einige Wochen lang ausgiebig auf und in die Tonnen mit den Fischen gebrannt hat, bekommen die einen — einen — — hautkaut, wissen Sie, ist zu schwarz im Ausdruck —“

„Aber er genügt mir schon“, schüttelte ich mich, „danke!“

„Es ist eine Lederlei doot: Uns kommt sie freilich ebenso russisch vor, wie spanisch das, was einen in andalusischen Gartchen geboten wird. Die in Estrejen getreilten und dann gedackten Arme von Lintenfischen können fraglos auch einen Feinschmecker begeistern. Aber dort in Malaga oder Sevilla werfen Sie die Detapoden ganz und ungeteilt in das siedende Öl, aus dem sie kumprieg gebacken und viergeschwänzten Neulanden ähnlich auf den Tisch kommen. Sie kauen sich wie eingeweihte Eschbühle, nur ein sehr geringes Gefäß läßt daran nicht seine Fäher, Zinnerhin, vor keine Vorurteile hat und nicht unbedingt befreitet, daß der Gehruß eines getrockneten Lederportemnommas Sensationen vermitteln kann, könnte sich an diese spanischen Lintenfische gewöhnen, wenn nicht andalusische Sitte — tanziges Öl zum Baden verlangte. Duft und Geschmack tanzigem Olivenöl in erstem Zustand müssen Sie erlebt haben, um ganz zu erfassen, welcher Altentate auf unsere Nase und Zunge Mimmenschen fähig sind. Das spanische Nationalgericht, die cocida — ein Wigbold hat behauptet, dieser Name schuldere onomapoetisch ihren Geschmack —, ein belagenerwertes Gemisch aus allen möglichen und unmöglichen Zutaten, wird auch mit tanzigem Olivenöl verfest. „Sie übertrieben, Professor!“ warf ich ein. „Wenigstens gibt es doch eine ganze Anzahl Nationalgerichte — die Marcellaier Bouillabaisse zum Beispiel — von unsrem Eisen mit Saucerkraut (sofern Sie es als deutsches Nationalgericht gelten lassen wollen) gar nicht zu reden —“

„Die Bouillabaisse? Haben Sie mal eine Bouillabaisse gegessen?“

„Nein.“
„Ehen Sie! Obauen Sie kein Wort von dem, was man Ihnen von ihr erzählt hat! Wer sie kennt und sie trotzdem preist, hat nicht die echte Bouillabaisse, sondern ein für die zivilisierten Jungen harmloser Vergnügungsgericht zurechtgerichtet make up, gewissermaßen einen in Coverts Emulsion umgewandelten Eschleifeln gegessen. Das sind denn hübsch säuberlich in einer pikant gewürzten Sauce gedochte Fische mit einer Vanquaste a l'américaine dazwischen, die Bouillabaisse für bessere Herrschaften gewissermaßen. In der echten dagegen schweben in einer mit Castran gefärbten Fischwasserbrühe Schmitteln albschauer Weißbrotsreste zusammen mit Laufschischen, Setzeln, Schweden, Miesmuscheln, Meerzwargen und anderem, so wie sie der Fischer Netz aus Tageslicht gehoben hat. Zugegeben, über den Geschmack läßt sich immer streiten; ich erinnere mich einer Gehilfin im elterlichen Hausbald, die, gab es Fisch, dessen Augen als eine für sie offenbar ganz besondere Schmeckerei sich mit soviel Gehnuß zu Gemüte führte —“

„Aber Professor —“ ächzte ich —
„D. Tiergarten als Lederbissen werden vielerorten sehr geschätzt. In Cardinin, wo Ziegenanzen als die edelste aller Delikatessen gelten, geschätzte sich ihre Verpeisung sogar zu einer feierlichen Zeremonie, so zulegen zu einer kultischen Handlung. Sie zu essen ist einzig das Vorrecht des Familienoberhauptes (das doot noch manchmal der Mann ist), es allein ist ihres Gemüses würdig. Doch gehen die Familienmitglieder darum nicht leer aus. Eins nach dem andern holt sich die leicht angegrichterten Augen aus der Schüssel, läßt sie im Munde ein paar mal genießerisch hin- und herrollen, lustig sie andächtig ab und legt sie in die Sofe zurück. Erst nachdem alle so ihre Vergnügung gehabt haben, nimmt sich der padrone die Augen auf den Teller und verpeist sie unter den sehnsüchtigen Blicken und verzückten Ausrufen seiner Familie.“



BoldsBilderrätsel



Paul Ernst: „Tagebuch eines Dichters“. 353 S. In Ganzl. 7,50 M. Verlag Langen/Müller, München.

Auf den schönen Band „Drei kleine Romane“ folgt nun, ebenfalls im Rahmen der Gesamtausgabe Paul Ernsts, jedoch auch einzeln erhältlich, das „Tagebuch eines Dichters“, herausgegeben von K. A. Kutzbach. Es ist kein Tagebuch im biblischen Sinn, mit Daten und persönlichen Aufzeichnungen, wenn zwar die Abschnitte dieses großen Werkes aus den Jahren 1912–19 stammen und an sie unverkennbar gebunden sind, sondern es ist — wenn man es so nennen will — ein verbokliktiertes Tagebuch; wohl liegt der Anlaß dieser Aufzeichnungen in irgendwelchen Tagesfragen, aber der Dichter ließ es nicht bei dem zufälligen Nebeneinander, sondern er ordnete eine Gedanken- und Formte sie zu klar gegliederten Aufsätzen und Essays, gruppiert um ein Wort, das den Dichter zum Nachdenken zwang, um ein Geschehnis, ein Problem, einen Begriff: Treue, Stolz, Beruf, Armut. Das Böse sind solche Begriffe, die ihn zur Auseinandersetzung führten; Der Künstler, Der Schriftsteller, Literarische Kritik, Kinokunst, Sprache und Dichtung sind die Titel anderer Abhandlungen. Auf sehr persönliche Art wird hier Stellung genommen, Zeitkritik geübt, Zukünftiges scharfzichtig erhellte. Eine Unmenge von Wissen offenbar sich zwischen den Zeilen, ein zwingendes Urteil, ein strenges Ethos. Nicht alles ist von unbedingter Richtigkeit, aber darauf kommt es nicht an: ein Tagebuch erhält seinen Wert einzig von der Persönlichkeit seines Verfassers, nicht von der Richtigkeit und Unrichtigkeit einzelner Sätze. Und als Tagebuch will dieser geradezu unerschöpflich reiche Band genommen werden, der von einem einmaligen, unentwegt wachsamem, klar und zielbewußt denkenden Menschen zeugt und außerdem immer wieder zu neuem Drinblättern um Lesen verleitet, dies aber ist das Schönste, was man von einem Buche seiner Bibliothek sagen kann. Karl Ude

Olaf Gulbranson, „Es war einmal“. (Piper & Co. Verlag, München.)

Ein Faksimilebuch des genialen Zeichners, gleichzeitig eine tiefgründige Saga von Land und Leuten in des Künstlers Heimat. Mit diesem Buch hat der Verlag einen beineidenswert günstigen Griff getan, denn Menschen wie Gulbranson gibt es auf dieser Welt und in diesem Jahrhundert so rasch kein zweitesmal. Gulbranson schildert sein Leben von den ersten Jugendjahren bis zu seinem Eintreffen in München. Merkwürdige Gestalten tauchen auf, barbarische und dämonische, gütige und gefährliche, nüchterne und betrunkenene; ein grausiger, grotesker Humor wechselt ab mit sanften lyrischen Tönen und die ganze menschliche Seele in ihrer wunderbaren Verworrenheit gibt sich kund als ein schlichtes und gutes Lied auf das Märchen des Lebens. Daß die Zeichnungen, mit denen der Künstler seine Schilderungen schmückt, alle Ähnliche in den Schatten stellen, bedarf keiner Bemerkung. Alles in allem: ein Bilderbuch von ergreifender Innerlichkeit, das Märchenbuch eines Künstlers, wie wir außer Wilhelm Busch und Rudolf Wilke in den letzten hundert Jahren keinen mehr besitzen haben. Weiß-Rüthel

Georg Bondi, „Erinnerungen an Stefan George“. (G. Bondi Verlag, Berlin.)

Stefan Georges Verleger gibt Erinnerungen an den großen Unnahmenspreis und versucht, zu beweisen, daß der merkwürdige Mann doch auch mitunter den elfenbeinernen Turm verließ, um Mensch zu sein unter Menschen. Es mutet, ehrlich gesagt, ein wenig müßig an, wenn Bondi erzählt, wie Stefan George einst seiner Frau — der Frau Bondis — beim Aufziehen von Vorhängen behilflich war, lediglich um damit zu dokumentieren, daß George durchaus nicht nur in den Wolken schwebte. Auch sonst erfahren wir nichts, was menschlich interessieren könnte: das Endresultat ergibt eben das Bild, das man sich von dem eigenartigen Menschen — der von Bondi auf Schritt und Tritt mit Goethe verglichen wird — immer gemacht hat. Der alte Lichtenberg sagte einmal: „Ein genialer Kerl ist nie feierlich.“ Womit alles gesagt ist, was offenbar auch Herr Bondi zu beweisen bestrebt ist. Für Stefan George-Verleger ist das Büchlein selbstverständlich eine Art Evangelienkommentar — für den Buchhändler ein praktisches Nachschlagewerk, denn es enthält bibliographisches Material in Fülle. Weiß-Rüthel

Carl Zuckmayer: Eine Liebesgeschichte. Mit 21 Zeichnungen von H. Meid. S. Fischer Verlag, Berlin. (Geh. 2,50, kart. 3,50, in Leinen 4,50 Mark.)

Wenn man Carl Zuckmayers jüngste Erzählung schlechthin als meisterhafte Schöpfung bezeichnete, so wäre damit eigentlich alles über sie ausgesagt. Aber dabei soll es nicht sein Bewenden haben. Der Stoff: das uralte Motiv von der Torheit der Herzen. Ein Rittmeister der friderizianischen Armee verlobt sich in eine ehemalige Opernsängerin, die eben noch die Freundin seines Regimentskameraden, eines Majors, war. Der Dichter sagt von ihr, daß sie „der eine oder andere sogar ziemlich gut“ kannte. Dieser Liebe, die zwei Menschen jäh und ganz packt, ist von vorneherein in den gesellschaftlichen Gegebenheiten die Schranke gesetzt: dem Offizier aus Berufung und Bewährung läßt sie in völliger Hingebung und Treue an die Geliebte nur einen Weg ins Freie.

Zuckmayer stellt uns mit sparsamsten Mitteln zeichnender Wortkunst die drei Hauptfiguren der Erzählung vor und wie gleiten dann im Flusse der Begebenheiten in die von heifer Leidenschaft, Schicksal und Tragik umwitterte Atmosphäre hinüber. Wir sind bis zum Schluß von dem Beglückend-Schmerzlichen dieser fast unirdisch verklingenden Liebesepisode ergriffen. Das Strenge und Zarte friderizianischer Seelenstruktur, das uns schon einmal in einer deutschen Dichtung, in Lessings Minna von Barnehim, gegenwärtig ist, hat auch hier atmeslos den Geist gewonnen. Der Dichter Zuckmayer beschwor glücklich den Geist des preussischen Rokoko, das sich in den männlichen Hauptfiguren in zweifacher Bedeutung verkörpert: der amoureuse Hauch jener Zeit hat in der Erscheinung der Lili Schallweiss eine naturale Deutung gefunden. Die geschliffen-strahe Sprache hat einzigartig reiche Prägungen. Man wird mit diesem Buch dem Dichter der „Katharina Knie“ wieder und wieder zugehen, der allem Leben eng verbunden, der der jubelnd-welken Zeugung mit des Wortes Gewalt hingegeben ist.

Die Federzeichnungen von M. Heid erhöhen den heisenden Reiz der Erzählung, die diesem wahrhaft deutschen Dichter viele neue Freunde zuführen wird.

ZUSCHRIFT AN DIE „JUGEND“

Kommando der Marination der Ostsee

Kiel, den 6. Oktober 1934.

B.-Nr. A. 11145.
den Verlag der „Jugend“
München.
Betr.: Heft 39.

Liebe Jugend!

Reizend ist die Geschichte von dem Obermaat, der da stockbesseren im Rinnslein liegt und bereit ist zugunsten der Frauen und Kinder sein wertvolles Leben hintenzu setzen.

Nur eines gefällt den „Obermaaten“ der Reichsmarine nicht, das es ausgerechnet einer von ihnen sein soll, der da stockbesseren im Rinnslein liegt! Denn ein Obermaat ist ein älterer Unteroffizier mit vielen Dienstjahren, der sich auch in vorgerückter Stunde nicht im Rinnslein aufzuhalten pflegt, was der „Jugend“ zweifellos nicht bekannt ist.

Wenn Du also die nächste reizende Marinegeschichte erzählst, denk bitte daran und berücksichnits vom „Obermaat“, sondern vielleicht besser vom „Jan Maa“.

Mit deutschem Gruß!

Heil Hitler!

Im Auftrage:

Der III. Admiralstabsoffizier:

(Name)

Korvettenkapitän.

Weshalb wir diese Zuschrift veröffentlichen? Weil sie ein eklatanter Beweis dafür ist, daß bei unserer braven Reichsmarine der Sinn für Humor noch in voller Deute steht und daß es auch eine Möglichkeit gibt, einen redaktionellen Faupis in einer liebenswürdigen und einleuchtend weckenden Form zu rügen. Deshalb gehen wir mit Reue in uns und versichern den trefflichen Obermaaten der Deutschen Reichsmarine, daß wir bei Abdruck der kleinen Anekdote keinen Augenblick lang an einen der ihnen gedacht haben und daß uns grundsätzlich nichts ferner liegt, als taplere und tüchtige Leute zu beleidigen. Also: nichts für ungut, Herr Korvettenkapitän, und herzlichsten Dank für Ihren Hinweis. Wir empfehlen uns Ihnen und der gesamten Deutschen Reichsmarine mit deutschem Gruß

als die Redaktion der „Jugend“.

Revolution in Spanien

Erich Wilke



„Verzeihung, Señor, . . . wie lange dauert wohl heute die Revolution?“